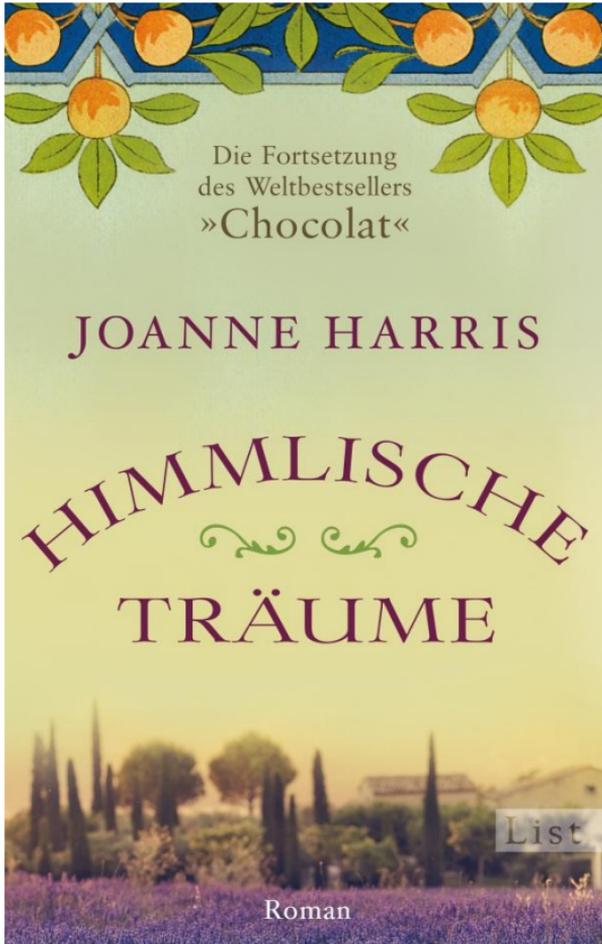


Leseprobe aus:

Joanne Harris  
**Himmlische Träume**



© 2013 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [ullstein-buchverlage.de](http://ullstein-buchverlage.de)

JOANNE HARRIS

# HIMMLISCHE



# TRÄUME

Roman

Aus dem Englischen  
von Adelheid Zöfel

List

Für meinen Vater, Bob Short,  
der gutes Obst nie verderben ließ

NEUMOND

# I



Jemand hat mir mal erzählt, dass allein in Frankreich jedes Jahr eine Viertelmillion Briefe an Tote verschickt werden.

Unerwähnt blieb dabei, dass die Toten manchmal zurückschreiben.



DIENSTAG, 10. AUGUST

Es begann mit dem Wind des Ramadan. Wovon ich natürlich keine Ahnung hatte. Paris ist windig im August, und der Staub bildet kleine Derwische, die über den Gehweg wirbeln und funkelnde Flöckchen auf Lider und Gesicht streuen. Die Sonne starrt wie ein blindes weißes Auge auf alles herab, und niemand hat Lust, etwas zu essen. Paris ist im Moment so gut wie tot, kein Mensch ist hier außer den Touristen und Leuten wie uns, die sich keinen Urlaub leisten können. Der Fluss stinkt, nirgends gibt es Schatten, und man hat eigentlich nur einen Wunsch: Man will irgendwo barfuß über eine Wiese laufen. Oder im Wald unter einem Baum sitzen.

Klar – Roux weiß, wie es ist. Roux ist nicht für das Leben in der Großstadt geschaffen. Rosette macht gern Quatsch, wenn sie sich langweilt, und ich mache Pralinen, die keiner kauft. Anouk sitzt im Internetcafé in der Rue de la Paix, um sich bei Facebook mit ihren Freundinnen zu unterhalten, oder sie geht zum Friedhof Montmartre und beobachtet die wilden Katzen, die inmitten der Häuser der Toten herumstreunen, und die Sonne brennt zwischen den Schattensplittern, schneidend scharf wie eine Guillotine.

Anouk ist fünfzehn. Wo geht die Zeit hin? Wie Parfum, das sich heimlich verflüchtigt, auch wenn man die Flasche noch so sorgfältig verschließt – schraubt man später den Deckel auf, um nachzusehen, ist da nur noch ein wohlduftender, schmieriger Rest, während vorher mehr als genug vorhanden war.

Wie alt bist du, meine kleine Anouk? Was geschieht in deiner

fremden kleinen Welt? Bist du glücklich? Unruhig? Zufrieden? Wie viele solche Tage haben wir noch, bevor du meine Umlaufbahn endgültig verlässt und davonsaust wie ein abtrünniger Satellit, der zwischen den Sternen verschwindet?

Der Gedanke ist alles andere als neu für mich. Wie ein Schatten begleitet mich die Angst seit Anouks Geburt. Doch in diesem Sommer ist meine Angst noch gewachsen, wild blüht sie in der Hitze. Vielleicht wegen der Mutter, die ich verloren habe – und wegen der Mutter, die ich vor vier Jahren gefunden habe. Oder vielleicht ist es auch die Erinnerung an Zozie de l'Alba, die Räuberin der Herzen, die mir um ein Haar alles gestohlen hätte und mir vorgeführt hat, wie zerbrechlich unser Leben ist, wie schnell beim kleinsten Windhauch das Kartenhaus in sich zusammenfallen kann.

Fünfzehn. *Fünfzehn*. In Anouks Alter hatte ich schon die ganze Welt bereist. Meine Mutter lag im Sterben. Das Wort »Zuhause« galt für jeden Ort, an dem wir mehr als eine Nacht verbrachten. Ich habe mit niemandem richtig Freundschaft geschlossen. Und die Liebe – tja, die Liebe war wie die Fackeln, die abends an den Terrassen der Cafés brennen. Eine Quelle flüchtiger Wärme, eine Berührung, ein Gesicht, das man im Schein der Flammen nur kurz erblickt.

Anouk ist da hoffentlich anders. Sie ist schon jetzt wunderschön, auch wenn sie es selbst noch nicht weiß. Eines Tages wird sie sich verlieben. Was passiert dann mit uns? Noch haben wir Zeit, sage ich mir. Der einzige Junge in ihrem Leben ist bis jetzt ihr Freund Jean-Loup Rimbault. Normalerweise sind die beiden unzertrennlich, aber diesen Monat musste Jean-Loup ins Krankenhaus, um sich noch einmal operieren zu lassen. Er ist mit einem Herzfehler auf die Welt gekommen. Anouk spricht nicht darüber, aber ich verstehe ihre Angst. Sie ist wie meine eigene, ein kriechender Schatten, die Gewissheit, dass nichts von Dauer ist.

Anouk redet immer noch von Lansquenet. Sie ist hier in Paris zwar ganz glücklich und zufrieden, aber die Metropole ist für sie

doch eher eine Durchgangsstation und nicht die Heimat, in die sie immer zurückkehren wird. Natürlich ist ein Hausboot kein Haus, ein Boot besitzt nicht die gleiche Überzeugungskraft wie Mörtel und Stein. Mit der seltsamen Nostalgie sehr junger Menschen erinnert sich Anouk in den rosigen Farben an die Chocolaterie gegenüber von der Kirche, an unseren kleinen Laden mit der gestreiften Markise und dem handgemalten Schild. Und ihr Blick wird ganz wehmütig, wenn sie von den Freunden spricht, die sie zurückgelassen hat, Jeannot Drou und Luc Clairmont, oder von den engen Straßen, in denen man ohne Angst nachts im Dunkeln herumlaufen kann, und von den Haustüren, die nie abgeschlossen werden.

Ich sollte mich nicht so anstellen, ich weiß. Meine kleine Anouk ist zwar verschlossen, aber im Gegensatz zu vielen ihrer Freundinnen verbringt sie immer noch gern Zeit mit ihrer Mutter. Uns geht es gut miteinander. Wir amüsieren uns immer noch. Nur wir zwei, ins Bett gekuschelt, Pantoufle ein undeutlicher Schatten am Rand, und über den Bildschirm des tragbaren Fernsehers flackern geheimnisvolle Bilder, die sich in den dunklen Fenstern spiegeln, während Rosette mit Roux draußen auf dem Deck sitzt und in der stillen Seine Sterne angelt.

Roux hat am Vatersein Gefallen gefunden. Das hätte ich so nicht erwartet. Aber Rosette – acht Jahre alt und ihm wie aus dem Gesicht geschnitten – holt etwas aus Roux heraus, was weder Anouk noch ich vorhersehen konnten. Ja, es gibt sogar Zeiten, da denke ich, Rosette gehört mehr zu Roux als zu sonst jemandem. Die beiden haben eine Geheimsprache – sie hupen, tröten, pfeifen –, in der sie sich stundenlang unterhalten können und an der niemand sonst teilhat, nicht einmal ich.

Ansonsten spricht meine kleine Rosette nicht besonders viel. Mit niemandem. Sie mag die Gebärdensprache lieber, die sie als kleines Kind gelernt hat und perfekt beherrscht. Sie zeichnet gern, sie mag Zahlen, das Sudoku hinten auf *Le Monde* löst sie im Handumdrehen, und sie kann lange Zahlenreihen addieren, ohne sie

aufzuschreiben. Wir haben versucht, sie in die Schule zu schicken, aber nur ein einziges Mal, und das war ein Fehlschlag. Die Schulen hier sind zu groß und zu unpersönlich, um mit einem Sonderfall wie Rosette entsprechend umgehen zu können. Jetzt unterrichtet Roux sie. Sein Lehrplan ist eigenwillig, die Betonung liegt auf Kunst, Vogelstimmen und Zahlenspielen, und Rosette gefällt das sehr. Sie hat natürlich keine Freunde – außer Bam –, und manchmal sehe ich, wie sie den Kindern, die auf dem Schulweg hier vorbeikommen, neugierig und zugleich sehnsüchtig nachschaut. Aber insgesamt ist Paris gut für uns, gerade mit seiner Anonymität. An Tagen wie heute spüre ich allerdings, dass ich, genau wie Anouk, genau wie Rosette, mir irgendwie *mehr* wünsche. Mehr als ein Boot auf einem Fluss, der stinkt, mehr als einen großen Kessel voll abgestandener Luft, mehr als einen Dschungel aus Hochhäusern und Türmen. Mehr als die winzige Bordküche, in der ich meine Pralinen mache.

*Mehr.* Ach, dieses Wort. Dieses trügerische Wort. Dieser Lebensfresser. Die Unzufriedenheit, die einem den letzten Nerv raubt. Ein Verlangen nach – ja, wonach eigentlich?

Dabei gefällt mir mein Leben. Ich bin glücklich mit dem Mann, den ich liebe. Ich habe zwei wunderbare Töchter und einen Beruf, für den ich wie geschaffen bin. Das Geld ist nicht üppig, aber was ich verdiene, reicht, um den Anlegeplatz zu bezahlen. Roux arbeitet als Maurer und Zimmermann, und damit kommen wir vier ganz gut über die Runden. Alle meine Freunde vom Montmartre sind hier: Alice und Nico, Madame Luzeron, Laurent vom kleinen Café, Jean-Louis und Paupaul, die Maler. Ich habe sogar meine Mutter in der Nähe, die Mutter, die ich so viele Jahre verloren glaubte.

Was soll ich mir sonst noch wünschen?

Angefangen hat es vor ein paar Tagen in der Bordküche. Ich machte gerade Trüffel. In der Hitze kann man außer Trüffeln nichts machen, bei allen anderen Pralinen droht die Schokolade zu verderben, entweder durch die Kühlung oder von der Hitze,

die überall hinkommt. Die Kuvertüre auf dem Blech vorbereiten, sie auf der Herdplatte sanft erhitzen, Gewürze dazugeben, Vanille und Kardamom. Den perfekten Moment abwarten, der diesen einfachen Vorgang in Zauberei verwandelt.

Was könnte ich mir sonst noch wünschen?

Na ja, vielleicht ein bisschen frische Luft, eine leichte Brise – wie ein gehauchter Kuss im Nacken, wo meine Haare, zu einem improvisierten Knoten zusammengesteckt, mich schon piksen in der Sommerhitze.

Nur eine Minibrise. Was kann sie schon schaden?

Und schon habe ich den Wind gerufen – nur ganz leise. Einen warmen, verspielten, leichten Wind, der die Katzen aufscheucht und die Wolken jagt.

*V'là l'bon vent, v'là l'joli vent,  
V'là l'bon vent, ma mie m'appelle –*

Es war nicht viel, nur dieser Windhauch und ein Glitzern, wie ein Lächeln in der Luft, das den fernen Duft von Pollen und Gewürzen und Honigkuchen mit sich bringt. Eigentlich wollte ich nur die Wolken vom Sommerhimmel bürsten und das Aroma anderer Gegenden in meinen Winkel der Welt locken.

*V'là l'bon vent, v'là l'joli vent –*

Überall an der Rive Gauche flatterten die Schokoriegelpapiere durch die Luft wie Schmetterlinge, und der verspielte Wind zupfte am Rock einer Frau, die gerade den Pont des Arts überquerte, eine Muslima mit einem Gesichtsschleier, einem *niqab*, wie es heute so viele gibt. Ich sah einen Farbschimmer unter dem langen schwarzen Gewand, und einen Moment lang glaubte ich, in der heißen Luft ein Flirren zu sehen, während die Schatten der im Wind wehenden Bäume verrückte Muster auf das staubige Wasser kritzelten.

V'là l'bon vent, v'là l'joli vent –

Die Frau schaute von der Brücke zu mir herunter. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, nur die schwarz umrandeten Augen unter dem *niqab*. Eine Sekunde lang schien sie mich zu mustern – kannte ich sie von irgendwoher? Ich hob die Hand und winkte ihr zu. Zwischen uns die Seine und der Schokoladengeruch, der aus dem offenen Küchenfenster drang.

*Probier mich. Versuch mich.* Fast erwartete ich, sie würde meinen Gruß erwidern. Aber sie senkte den Blick und wandte sich ab. Dann war sie am Ende der Brücke angelangt und verschwand im Wind des Ramadan, eine Frau ohne Gesicht, ganz in Schwarz gekleidet.



FREITAG, 13. AUGUST

Einen Brief aus dem Totenreich erhält man nicht oft. Es war ein Brief aus Lansquenet-sous-Tannes, genauer gesagt ein Brief in einem Brief, der in unserem Postfach lag (auf einem Hausboot bekommt man die Post ja nicht zugestellt), wo Roux ihn fand, weil er jeden Tag dort vorbeischaute, wenn er Brot holen geht.

»Es ist nur ein Brief«, sagte er mit einem Achselzucken. »Muss nicht unbedingt etwas bedeuten.«

Aber den ganzen Tag und die ganze Nacht hatte der Wind geweht, und wir misstrauen dem Wind. Schon immer. Es waren richtige Böen, aus dauernd wechselnden Richtungen. Der Wind malte wilde kleine Satzzeichen in die stille Seine. Rosette war zapfelig, übte Hüpfen am Flussufer und spielte mit Bam am Wasser. Bam ist Rosettes unsichtbarer Freund, der allerdings nicht immer unsichtbar ist. Jedenfalls nicht für uns. Und an Tagen wie diesem können auch manche Kunden ihn sehen. Sie sehen ihn, wie er von der Brücke aus alles beobachtet oder am Schwanz von einem Baum herabhängt. Rosette sieht ihn selbstverständlich die ganze Zeit – aber sie ist ja auch anders als die anderen.

»Es ist nur ein Brief«, wiederholte Roux. »Warum machst du ihn nicht einfach auf und siehst nach?«

Ich war dabei, die letzten Trüffel zu rollen, bevor ich sie alle in Schachteln packte. Es ist ja schon schwierig genug, die Schokolade auf der richtigen Temperatur zu halten, und in einer Schiffsküche hat man wenig Platz, also konzentriert man sich am besten auf die

elementaren Dinge. Trüffel gehen ganz leicht, und dadurch, dass man sie in Kakaopulver rollt, bekommt die Schokolade garantiert keinen weißlichen Belag. Ich lagere sie unter der Arbeitsplatte, neben den Kästen mit dem alten, rostigen Werkzeug – Schraubenschlüssel und Zangen, Muttern und Krimskrams –, und die Trüffel sehen so echt aus, dass man schwören könnte, sie seien real und nicht aus Schokolade.

»Es ist acht Jahre her, dass wir von dort weggegangen sind«, sagte ich und ließ eine Trüffel über meine Handfläche rollen. »Von wem ist der Brief überhaupt? Ich kenne die Handschrift gar nicht.«

Roux öffnete den Umschlag. Er tut immer das Nächstliegende, ist immer ganz im Hier und Jetzt, Spekulationen sind ihm fremd.

»Er ist von Luc Clairmont.«

»Vom kleinen Luc?« Ich sah ihn vor mir: einen unbeholfenen Teenager, der oft wie gelähmt war, weil er stotterte. Und dann erschrak ich, weil mir schlagartig bewusst wurde, dass Luc inzwischen ja längst ein junger Mann war. Roux faltete das Blatt auseinander und begann zu lesen:

*Liebe Vianne, liebe Anouk,  
es ist schon so lang her. Ich hoffe, Ihr erhaltet diesen Brief. Ihr wisst ja, dass meine Großmutter mir alles vererbt hat, als sie gestorben ist, das Haus, ihr ganzes Geld und außerdem einen Umschlag, den ich aber nicht vor meinem einundzwanzigsten Geburtstag öffnen sollte. Dieser Geburtstag war im April, und in dem Umschlag habe ich den Brief hier gefunden. Er ist an Dich adressiert, Vianne.*

Roux las nicht weiter. Ich schaute ihn an. Er hielt einen Umschlag hoch, einen schlichten weißen Umschlag, etwas zerknittert nach all den Jahren und mit Spuren lebendiger Hände auf dem toten Papier. Und da stand in schwarzblauer Tinte mein Name, geschrieben von Armande – arthritisch, herrisch, exakt.

»Armande«, sagte ich.

Meine liebe alte Freundin. Wie seltsam, wie traurig, jetzt von

dir zu hören. Und den Umschlag zu öffnen, ein Siegel aufzubrechen, das schon brüchig geworden ist, einen Umschlag, den du abgeleckt haben musst, so wie du den Löffel in deiner heißen Schokolade abgeleckt hast, genüsslich, gierig, wie ein Kind. Du hast immer so viel weiter geblickt als ich – und mich gezwungen, ebenfalls genau hinzuschauen, ob ich wollte oder nicht. Ich bin mir nicht sicher, ob ich lesen mag, was in diesem Brief steht, der von jenseits des Grabes kommt, aber du weißt natürlich, dass ich ihn trotzdem lesen werde.

*Liebe Vianne, steht da. Ich kann ihre Stimme hören. Trocken wie Kakaostaub. Und süß. Ich erinnere mich an das erste Telefon, das es nach Lansquenet geschafft hatte. Uiii! Was gab das für einen Aufstand! Jeder wollte es ausprobieren. Der Bischof, in dessen Haus sich der Apparat befand, wurde mit Geschenken und Bestechungsgeld nur so überschüttet. Tja, wenn das Telefon für die Leute hier schon ein Wunder war, wie würden sie dann erst reagieren, wenn sie wüssten, dass ich aus dem Reich der Toten mit Dir rede. Und falls Du Dir diese Frage schon mal gestellt hast – jawohl, es gibt Pralinen im Paradies. Sag Monsieur le Curé, dass ich es Dir erzählt habe. Vielleicht kann er ja inzwischen einen Spaß verkraften.*

Ich hielt einen Augenblick inne. Und setzte mich auf einen der Kombüsenhocker.

»Alles okay?«, fragte Roux.

Ich nickte und las weiter. *Acht Jahre. Da kann viel passieren, stimmt's? Kleine Mädchen werden erwachsen. Frühling, Sommer, Herbst und Winter lösen sich ab, immer wieder. Die Menschen ziehen weiter. Mein Enkel – einundzwanzig! Ein gutes Alter, so viel weiß ich noch. Und Du, Vianne, bist Du weitergezogen? Ich denke, ja. Du warst noch nicht bereit, Dich niederzulassen. Was nicht bedeutet, dass Du nicht doch eines Tages irgendwo bleibst – halte eine Katze im Haus, und sie hat nur einen Wunsch: Sie will nach draußen. Sperr sie aus, und sie miaut und möchte unbedingt wieder rein. Die Menschen sind da ganz ähnlich. Das wirst Du merken, falls Du je hierher zurückkommst.*

»Aber warum sollte ich zurückkommen?«, höre ich Dich fragen. Na ja, ich behaupte nicht, dass ich die Zukunft vorhersehen kann. Jedenfalls nicht präzise. Aber Du hast viel Gutes für Lansquenet bewirkt, auch wenn es nicht alle Leute damals so gesehen haben. Doch die Zeiten ändern sich, das wissen wir alle. Und eins steht fest: Früher oder später braucht Lansquenet Dich wieder. Ich kann mich allerdings nicht darauf verlassen, dass der gute curé, unser starrsinniger Priester, Dir Bescheid sagt, wenn es so weit ist. Also tu mir einen letzten Gefallen: Fahr zurück nach Lansquenet. Nimm die Kinder mit. Nimm Roux mit, wenn er da ist. Leg Blumen aufs Grab einer alten Dame. Keine aus Narcisses Laden, sondern richtige Blumen, von der Wiese. Besuch meinen Enkel. Trink eine Tasse heiße Schokolade.

Ach, noch eins, Vianne. Neben meinem Haus steht ein Pfirsichbaum. Wenn Du im Sommer kommst, müssten die Früchte reif sein. Pflück sie und gib den Kindern ein paar davon. Es würde mich ärgern, wenn die Vögel alles abkriegen. Und denk daran: Alles kehrt wieder. Der Fluss bringt am Ende alles zurück.

Viele liebe Grüße, wie immer,  
Armande

Lange starrte ich wortlos auf die Seite und horchte dem Klang ihrer Stimme nach. Wie oft habe ich sie schon in meinen Träumen gehört und bin am Rand des Schlafs entlangbalanciert, ihr trockenes Lachen in den Ohren, während ihr Duft – Lavendel, Schokolade, alte Bücher – die Luft vergoldete. Es heißt immer, der Mensch ist nicht wirklich tot, solange sich jemand an ihn erinnert. Vielleicht erinnere ich mich deswegen so lebhaft an Armande, an ihre brombeerschwarzen Augen, ihre Chuzpe, ihre knallroten Unterröcke, die unter der schwarzen Trauerkleidung hervorblitzten.

Und das war auch der Grund, weshalb ich es nicht schaffte, ihr diesen Wunsch abzuschlagen, obwohl ich das eigentlich wollte. Ich hatte mir nämlich geschworen, nie wieder nach Lansquenet zurückzukehren. An diesen Ort, den wir mehr geliebt haben als alle anderen Orte, weshalb wir ja auch fast geblieben wären, hätte

uns nicht der Wind vertrieben und uns gezwungen, so vieles zurückzulassen.

Und nun weht wieder der Wind. Er weht von jenseits des Grabes und bringt einen verlockenden Pfirsichduft mit sich –

*Nimm die Kinder mit.*

Ja, warum eigentlich nicht?

Sagen wir einfach, wir verreisen. Raus aus der Großstadt. Rosette hat dort viel Platz, um zu spielen, und Anouk sieht ihre alten Freunde wieder. Es stimmt, ich vermisse Lansquenet, die graubraunen Häuser, die engen Sträßchen, die hinab zum Tannes eilen, die schmalen Felder, die sich über die blauen Hügel erstrecken. Und Les Marauds, wo Armande gewohnt hat, die ehemaligen Gerbereien, die modrigen Fachwerkhäuser, die sich wie betrunken zum Fluss hin neigen, wo die Flusszigeuner ihre Boote vertäuen und ihre Lagerfeuer am Ufer entzünden.

*Fahr zurück nach Lansquenet. Nimm die Kinder mit.*

Was kann schon passieren?

Ich hatte nichts versprochen. Ich hatte auch nicht vor, die Windrichtung zu ändern. Aber wenn man eine Zeitreise machen könnte, wenn man sich selbst wiedersehen könnte als die Frau, die man früher einmal war – würde man da nicht versuchen, sie zu warnen, ein einziges Mal wenigstens? Hätte man nicht den Wunsch, alles nachträglich in Ordnung zu bringen? Ihr zu zeigen, dass sie nicht allein ist?



## SAMSTAG, 14. AUGUST

Anouk nahm die Nachricht von unserer Reise mit rührendem Enthusiasmus auf. Ihre Schulfreundinnen sind fast alle weg im August, und weil Jean-Loup immer noch im Krankenhaus liegt, verbringt sie viel zu viel Zeit allein und schläft mehr, als für sie gut ist. Sie muss eine Weile weg von hier – wie wir alle, das spüre ich jetzt. Im August ist Paris wirklich furchtbar, eine Geisterstadt, die von der Faust der Hitze erdrückt wird. Die Geschäfte geschlossen, Straßen, in denen niemand unterwegs ist außer den Touristen mit ihren Rucksäcken und Baseballmützen, und dann noch die Händler, die ihnen folgen wie ein Fliegenschwarm.

Ich sagte zu Anouk, dass wir in den Süden fahren.

»Nach Lansquenet?«, fragte sie sofort.

Damit hatte ich nicht gerechnet. Mit einer so schnellen Antwort. Noch nicht. Vielleicht hatte sie meine Farben gelesen. Jedenfalls leuchtete ihr Gesicht auf, und ihre Augen, die so ausdrucksvoll sind wie der Himmel in all seinen Variationen, verloren den Gewitterblick, der nichts Gutes verheißt, bei ihr zurzeit aber der Normalzustand ist, und blitzten stattdessen vor Freude, genau wie damals, als wir nach Lansquenet kamen. Rosette, die alles nachahmt, was Anouk macht, beobachtete sie aufmerksam und wartete auf ihr Stichwort.

»Wenn du einverstanden bist«, fügte ich noch hinzu.

»Cool«, sagte Anouk.

»Coo«, sagte Rosette.

Ein Echo wehte über die ölige Seine herüber und signalisierte Bams Zustimmung.

Nur Roux sagte nichts. Überhaupt ist er ungewöhnlich schweigsam seit Armandes Brief. Es ist ja nicht so, dass er besonders an Paris hängt, nein, er erträgt die Metropole eher uns zuliebe. Er betrachtet den Fluss, nicht die Stadt, als seine Heimat. Doch Lansquenet hat ihn nicht gut behandelt, das wird er nie vergessen. Und er ist immer noch verbittert, weil er sein Boot verloren hat und weil danach noch viele andere Dinge geschehen sind. Klar, er hat auch noch Freunde dort – zum Beispiel Joséphine –, aber insgesamt betrachtet er das Dorf als eine Ansammlung von kleinkarierten Heuchlern, die ihn bedrohten, die sein Zuhause abgefackelt und sich sogar geweigert haben, ihm Material und Zubehör zu verkaufen. Und was den *curé* betrifft, Francis Reynaud –

Bei aller Gradlinigkeit hat Roux auch eine dunkle, missmutige Seite. Wie ein wildes Tier, das sich zwar zähmen lässt, aber niemals vergisst, wenn man es schlecht behandelt, so ist auch Roux extrem loyal und gleichzeitig extrem nachtragend. Ich würde mal vermuten, dass er seine Meinung über Reynaud niemals ändern wird, und auch sonst empfindet er nur Verachtung für die zahmen Kaninchen von Lansquenet, die still und unauffällig am Ufer des Tannes leben, nicht mal einen Blick über den nächsten Hügel wagen und bei jedem Hauch von Veränderung, beim Anblick jedes Fremden ängstlich zusammenzucken.

»Und du?«, fragte ich ihn. »Wie findest du das?«

Schweigend blickte Roux hinaus auf den Fluss, die langen Haare im Gesicht. Nach einer Weile zuckte er die Achseln.

»Vielleicht nicht.«

Ich war verblüfft. In meiner Vorfreude hatte ich ganz vergessen, ihn zu fragen, ob er mitfährt. Ich war davon ausgegangen, dass er sich auch über einen Tapetenwechsel freuen würde.

»Was heißt das, ›vielleicht nicht‹?«

»Der Brief war an dich adressiert, nicht an mich.«

»Und warum hast du bis jetzt nichts gesagt?«

»Weil ich sehe, dass du fahren willst.«

»Und du möchtest lieber hierbleiben?«

Wieder zuckte er die Achseln. Manchmal denke ich, sein Schweigen drückt mehr aus als alle Worte. Gibt es etwas – oder jemanden – in Lansquenet, weshalb Roux nicht zurückmöchte? Mir war sonnenklar, dass ich ihn noch so oft fragen konnte, er würde nichts sagen.

»Es ist völlig okay«, sagte er schließlich. »Tu, was du tun musst. Fahr hin. Leg Blumen auf Armandes Grab. Und dann komm zurück zu mir nach Hause.« Lächelnd küsste er meine Fingerspitzen. »Du schmeckst nach Schokolade.«

»Willst du es dir nicht noch mal überlegen?«

Er schüttelte den Kopf. »Du bleibst ja nicht lange. Außerdem muss sich jemand um das Boot kümmern.«

Stimmt, sagte ich mir.

Trotzdem fühle ich mich bei dem Gedanken, dass Roux lieber hierbleiben will, nicht wohl. Ich hatte erwartet, dass wir mit dem Boot fahren. Roux kennt alle Wasserstraßen. Wir wären die Seine hinuntergefahren und durch das Labyrinth aus Kanälen zur Loire und von da weiter zum Canal des Deux Mers, zur Garonne und schließlich in den Tannes. Durch Schleusen und Aufzüge, schnelles und langsames Wasser, vorbei an Feldern und Schlössern und Industrieanlagen. Wir hätten gesehen, dass die Flüsse manchmal breit und manchmal schmal sind und wie sich das Wasser verändert, von ölig zu grün, von rasch fließend zu bedächtig, von braun zu schwarz zu gelb zu klar.

Jeder Fluss hat seine eigene Persönlichkeit. Die Seine ist städtisch und arbeitsam, ein Highway voller Lastkähne, die beladen sind mit Holz, Kisten, Containern, Metallbehältern, Fahrzeugteilen. Die Loire ist sandig und heimtückisch, sie glänzt silbern im Sonnenschein, aber unter der Oberfläche lauern Schlangen und Sandbänke. Die Garonne ist holperig, verändert sich ständig, in manchen Abschnitten ist sie großzügig, in anderen so flach, dass ein Hausboot – selbst ein kleines wie unseres – durch einen

mechanischen Lift von einer Stufe zur anderen gehoben werden muss, was viel Zeit braucht, wertvolle Zeit ...

Aber das ist nun alles hinfällig. Wir nehmen den Zug. In mancher Hinsicht die bessere Variante, denn es ist keine einfache Aufgabe, mit einem Hausboot die Seine entlangzutuckern. Man muss tausend Formulare ausfüllen, man braucht Genehmigungen, muss Anlegeplätze buchen und sich um allen möglichen bürokratischen Kram kümmern. Aber irgendwie gefällt es mir nicht, so mit einem Koffer in der Hand nach Lansquenet zurückzukommen, wie ein Flüchtling, Anouk dicht hinter mir, wie ein streunender Hund.

Woher stammt dieses Unbehagen? Ich muss schließlich nichts beweisen. Ich bin nicht mehr die Vianne Rocher, die vor acht Jahren in dieses Dorf geweht wurde. Ich habe ein Geschäft, ein Zuhause. Wir sind keine Flussratten mehr, die von Ort zu Ort ziehen, auf der Suche nach irgendwelchen Abfällen, Wanderarbeiter, die graben, pflanzen, ernten. Ich habe mein Schicksal selbst in die Hand genommen. Ich rufe den Wind. Er hört auf mich.

Warum dann dieser Druck, dieses Gefühl von Dringlichkeit? Warum? Ist es wegen Armande? Meinetwegen? Und wieso hat der Wind seit unserer Abreise nicht nachgelassen, sondern ist im Gegenteil hartnäckiger geworden, seit wir nach Süden fahren? Warum klingt er so klagend, so vorwurfsvoll – *schnell, schnell, schnell*?

Ich habe Armandes Brief in das Kästchen gelegt, das ich immer bei mir habe, ganz egal, wo ich bin. Zu den Tarotkarten meiner Mutter und den anderen Fragmenten meines Lebens. Nicht gerade üppig, was ich da mit mir herumtrage, wenn man bedenkt, wie viele Jahre wir unterwegs waren. So viele Orte, an denen wir lebten, so viele Menschen, die wir kennengelernt haben. Und die Rezepte, die ich sammle. Bilder, die Anouk in der Schule gemalt hat. Ein paar Fotos, nicht viele. Pässe, Postkarten, Geburtsurkunden, Ausweise. Momentaufnahmen, Erinnerungen. Alles, was wir sind, zu zwei oder drei Kilo Papier komprimiert – so viel wiegt, nebenbei bemerkt, ein menschliches Herz –, und selbst diese Last scheint zuweilen untragbar zu sein.

*Schnell. Schnell.* Wieder diese Stimme.

Wessen Stimme ist es? Meine eigene? Armandes? Oder ist es die Stimme des Windes, der jetzt manchmal so leise weht, dass ich fast glaube, er ist verstummt?

Hier, auf dem letzten Stück unserer Reise, wächst am Straßenrand ganz viel Löwenzahn, der sich zum größten Teil schon in Pustebäumen verwandelt hat, so dass überall helle kleine Schirmchen umherfliegen.

*Schnell, schnell.* Reynaud hat immer gesagt, wenn man zulässt, dass der Löwenzahn zur Pustebäume wird, wächst er nächstes Jahr überall, nicht nur am Straßenrand, sondern an allen Abhängen und Böschungen, in Beeten, Weinbergen, Friedhöfen, Gärten, selbst in den Gehwegritzen, und nach ein, zwei Jahren gibt es nur noch Löwenzahn, er marschiert unaufhaltsam durch die Landschaft, hungrig, und ist nicht mehr auszurotten.

Francis Reynaud hat Unkraut gehasst. Aber ich mag den Löwenzahn, seine fröhlichen Blüten, die lecker schmeckenden Blätter. Aber so viel Löwenzahn habe ich hier noch nie gesehen. Rosette pflückt ihn gern und pustet die Schirmchen in die Luft. Nächstes Jahr ...

*Nächstes Jahr.*

Wie seltsam, der Gedanke an nächstes Jahr. Wir haben eigentlich nie Pläne gemacht. Wir waren immer wie die Löwenzahnsamen, einen Sommer da – dann wieder weggeweht. Löwenzahnwurzeln sind stark. Das müssen sie auch sein, um Nahrung zu finden. Aber die Pflanze blüht nur einmal – selbst wenn sie nicht von jemandem wie Francis Reynaud herausgerupft wird –, und wenn sie Samen ausgebildet hat, dann muss sie die vom Wind wegtragen lassen, um zu überleben.

Ist das der Grund, weshalb ich mich so bereitwillig nach Lansquenet rufen lasse? Oder sitzt der Instinkt so tief, dass ich das Verlangen, an den Ort zurückzukehren, wo ich diese eigensinnigen Samen gepflanzt habe, gar nicht richtig spüre? Ich bin gespannt, was dort in unserer Abwesenheit gewachsen ist. Falls überhaupt

etwas gewachsen ist. Ich bin gespannt, ob unsere Anwesenheit eine Spur hinterlassen hat. Wenigstens eine kleine? Was empfinden die Leute, wenn sie heute an uns denken? Zuneigung? Gleichgültigkeit? Erinnern sie sich überhaupt noch an uns, oder hat die Zeit uns aus ihrem Gedächtnis gelöscht?



## SONNTAG, 15. AUGUST

Jeder Anlass für ein Volksfest ist willkommen und wird freudig begrüßt, *père*. Jedenfalls in Lansquenet, wo die Leute hart arbeiten und wo alles Neue – selbst die Eröffnung eines Ladens – als Abwechslung vom Alltag empfunden wird, als Grund, eine Pause zu machen und zu feiern.

Heute ist Mariä Himmelfahrt, das große Marienfest. Ein Nationalfeiertag, aber die meisten Leute verbringen ihn so weit weg von der Kirche, wie sie nur können. Sie sitzen vor dem Fernseher, oder sie fahren ans Meer – von hier sind es nur zwei Autostunden bis zum Strand – und kommen erst in den frühen Morgenstunden nach Hause, mit einem Sonnenbrand auf den Schultern und verstohlenen Blicken, wie Hauskatzen, die die ganze Nacht unterwegs waren und irgendetwas ausgefressen haben.

Ich weiß. Ich sollte tolerant sein. Meine Rolle als Priester hat sich verändert. Der moralische Kompass von Lansquenet wird heutzutage von anderen hochgehalten, von Großstädtern und Zugereisten, von Beamten und von den politisch Korrekten. Die Zeiten ändern sich, heißt es immer, die alten Traditionen und Überzeugungen müssen in Einklang gebracht werden mit den Entscheidungen, die in Brüssel gefällt werden, von Männern in Anzügen (oder, noch schlimmer, von Frauen), von Menschen, die sich noch nie außerhalb der Metropolen aufgehalten haben, höchstens vielleicht zu einem Sommerurlaub in Cannes oder zum Skifahren in Val d'Isère.

Hier in Lansquenet hat es natürlich eine Weile gedauert, bis dieses Gift die Gemeinde erreichte. Narcisse hält seine Bienen immer noch genauso wie sein Vater und sein Großvater, der Honig bleibt unpasteurisiert, trotz aller EU-Vorschriften, aber heutzutage gibt er ihn *völlig kostenlos* her, mit großer Geste und einem Blitzen in den Augen verkündet er das, während er Postkarten für zehn Euro das Stück verkauft – so umgeht er die neuen Beschränkungen und hält eine jahrhundertealte lokale Tradition am Leben.

Narcisse ist nicht der Einzige, der sich gelegentlich der Obrigkeit widersetzt. Da sind noch andere, zum Beispiel Joséphine Bonnet, früher Muscat, die das Café des Marauds führt und alles tut, um die verachteten Flusszigeuner zum Bleiben zu bewegen. Und der Engländer und seine Frau Marise, denen der Weinberg unten an der Straße gehört und die ebendiese Zigeuner oft ohne Vertrag für die Weinlese anheuern. Und Guillaume Duplessis, der Lehrer, der längst im Ruhestand ist, aber immer noch allen Kindern, die darum bitten, Nachhilfe gibt, obwohl neue Gesetze besagen, dass jeder, der mit Kindern arbeitet, überprüft werden muss.

Selbstverständlich gibt es auch Leute, die sich über die Neuerungen freuen – weil sie irgendwie davon profitieren. Caro Clairmont und ihr Mann sind inzwischen glühende Anhänger von Brüssel und Paris, und erst vor kurzem haben sie es zur Chefsache erhoben, »Gesundheit und Sicherheit« in unseren Ort einzuführen: Sie kontrollieren, ob die Gehwege vernachlässigt werden, sie wettern gegen Wanderarbeiter und unerwünschte Personen, vertreten die Werte des Fortschritts und plustern sich überhaupt unheimlich auf. Traditionsgemäß hat Lansquenet keinen Bürgermeister, aber wenn wir einen hätten, dann wäre Caro für diesen Posten genau die richtige Person. Sie leitet sowieso schon die Nachbarschaftswache, die Vereinigung christlicher Frauen, den Buchclub, die Aktion zur Säuberung des Flussufers und den Elternverein, eine Gruppe, die dafür sorgen soll, dass unsere Kinder vor Pädophilen geschützt werden.

Und die Kirche? Manche Leute würden behaupten, Caro leitet auch die Kirche.

Wenn Sie mir vor zehn Jahren gesagt hätten, dass ich eines Tages mit den Rebellen und Verweigerern sympathisieren würde, dann hätte ich Ihnen wahrscheinlich ins Gesicht gelacht, *père*. Aber ich habe mich verändert. Mir sind inzwischen andere Dinge wichtig. Als ich jünger war, galt für mich nur das Ordnungsprinzip. Die chaotische, undisziplinierte Lebensweise vieler meiner Schafe war für mich ein Quell ständigen Ärgernisses. Inzwischen habe ich gelernt, diese Schafe besser zu verstehen – obwohl ich noch lange nicht mit allem einverstanden bin. Wenn ich mich mit ihren Problemen beschäftige, empfinde ich für sie ... nun ja, nicht direkt Zuneigung, aber doch etwas, was in diese Richtung geht. Das hat mich nicht unbedingt zu einem besseren Menschen gemacht. Im Lauf der Jahre habe ich allerdings begriffen, dass es besser ist, sich ein bisschen zu verbiegen, als zerbrochen zu werden. Das hat Vianne Rocher mir beigebracht, und ich habe mich zwar nie so gefreut, dass jemand Lansquenet verlässt, wie in ihrem Fall – ich war so froh, als sie und ihre Tochter weitergezogen sind –, aber ich weiß trotzdem, was ich ihr zu verdanken habe. Ich weiß es sogar sehr gut.

Das ist auch der Grund, weshalb ich mir am Ende dieser Festlichkeiten – irgendetwas liegt in der Luft, es riecht nach Rauch – fast vorstellen kann, dass Vianne Rocher nach Lansquenet zurückkehrt. Das würde ihr ähnlich sehen, wissen Sie, am Vorabend eines Krieges hierherzukommen. Denn ein Krieg steht unmittelbar bevor, so viel ist sicher. Man kann es riechen, dass demnächst ein Sturm losbricht.

Ich wüsste gern, ob Vianne Rocher das auch merken würde. Und ist es unbegründet, dass ich mir Hoffnungen mache, sie könnte dieses Mal für mich Partei ergreifen, statt sich dem Feind anzuschließen?